

Millionen in Gefahr [Fortsetzung]

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **17 (1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNTERWEGS

Besinnliches von Manesse

Frühlingsputzete und Erziehung

In einem rechten Haushalt herrscht Sauberkeit: in bibischen wird von Tag zu Tag dafür getan, etwas mehr von Woche zu Woche, aber das Hauptreinemachen vollzieht sich bei der Frühlingsputzete, alle Jahre wieder... Dann stehen die Stühle nicht nur, wie gewöhnlich Freitags oder Samstags, alle Viere nach oben, auf dem Kopf, sie werden hinausgetragen, alle Ecken der Stube sind ausgeräumt, alle Kisten und Kasten entleeren sich, der Staubsauger heult tagelang, es riecht nach frisch aufgezogenen Gängen und Widse — der Dämon der Reinlichkeit wirft sich über die Wohnung. Vorhänge werden gewaschen und lassen die Fenster zwei Tage lang nackt und kalt erscheinen, und statt der Bilder an den Wänden sieht man das unverbläute Tapetenmuster fremd und unbehaglich auf einen niederstarren. Aber man fügt sich, wenn vielleicht auch ingrimmt. Man weiß: Sauberkeit, Reinlichkeit muß sein, und schließlich ist man sogar bereit, sich dankbar zu ergeben. Wie furchtbar wäre es, wenn diese Prozedur jeden Monat erfolgte!

Vielleicht ergibt man sich auch in das Unabwendbare, weil man einsieht, daß es nötig ist, und mit Freuden mit einem verloren geglaubten, besonders lieben Bleistift oder Kragenknopf, der einmal hinter die Polsterung des Sofas gerutscht sein muß, Wiedersehen feiern kann, und weil einem das Heim neu geschenkt vorkommt. Das wäre ganz in der Ordnung und zeugte von einem gesunden Lebensgrundsatz — man soll sich ja wirklich bemühen, in allem Unangenehmen, das uns der Lauf der Tage bringt, auch etwas Erfreuliches zu sehen oder es wenigstens gelassen zu tragen. Fangen wir nämlich einmal an, uns durch den Kleinkram beunruhigen zu lassen, so werden wir bald aus der Verdrossenheit nicht mehr herauskommen und allenthalben unterliegen.

Aber was in einem rechten Haushalt am Platze ist, braucht darum noch lange nicht anderen Lebensverhältnissen angemessen zu sein. Auch das Kind ist eine Art Behausung, in der sich immer wieder dies und das ansammelt, das nicht hineingehört, und der Gedanke kann sich einem nahelegen, es auch hier, wenn die Zeit erfüllt ist, mit einem großen Reinemachen zu versuchen und wieder einmal sauberen Tisch zu machen. Man liest und hört von einzelnen Fällen, wo ein Kind regelmäßig alle Wochen oder alle Monate ausgeprügelt wurde: für die Untaten, die nicht ausgekommen waren und nicht auf der Stelle hatten gesühnt werden können. Und die Erzieher, die so vorgingen, hatten das Gefühl, damit dem Kind eine Art von seelischer Blutreinigungskur angedeihen zu lassen.

Sie gemahnen an Leute, die bei der Frühlingsputzete nur einen mächtigen Staubwirbel veranstalten: der Unrat kommt schon in Bewegung, aber er verlagert sich bloß und findet vielleicht noch verborgener Winkel, wo er sich festsetzen kann; wirklich weggeschafft wird er nicht. Wirklich weggeschaffen läßt er sich beim Kinde auch nicht — wenigstens nicht durch fremde Hände. Wenn in uns etwas nicht in Ordnung ist, müssen wir schon selber zum Rechten sehen. Wir können Hilfe anrufen, wir können uns helfen lassen — das Entscheidende müssen wir selber tun, und beim Kinde verhält es sich

nicht anders. Zum Glück, wird man sagen, sind jene Quartalerzieher auch seltene Ausnahmefälle, Abnormitäten, und wir können über sie hinweg und zur Tagesordnung gehen.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Einspruch erheben muß. Jene Quartalerzieher und seelischen Frühlingsputzer sind allerdings, wo sie in Reinkultur vorkommen, Ausnahmefälle, aber Anwendungen in dieser Richtung haben wir alle. Wir verfallen immer wieder der Auffassung, zu erziehen sei ein Geschäft, das sich durch «Maßnahmen», die wir treffen, erledigen lasse, und in immer neuen Anläufen suchen wir dieser Pflicht zu genügen. Man sieht es manchmal geradezu, wie Erzieher, wenn sie an ihr Geschäft gehen, die Hemdärmel hochkrepeln — das ist natürlich im Bilde gesprochen. Aber kennt niemand die Szene, da der Erzieher (zum wiewielen Male!) im Brustton der Ueberzeugung verkündet, daß es so nicht weitergehen könne, daß es «von jetzt an» anders werden müsse? Und in wievielen Prozenten der Fälle setzt sich wohl ein solcher Vorsatz endgültig durch? Sind es zehn?

Schwierige Sache, daß wir die Erziehung niemals erledigen können wie die endliche Niederschrift eines lange fälligen Briefes oder die schließliche Begleichung einer unbezahlten Rechnung. Daß die Erziehung (von außerordentlichen Fällen sehe ich ab) keine Maßnahmen verlangt, sondern das rechte Leben, die stille Fürsorge und Vorsorge, die stete Hilfsbereitschaft, den Opferwillen im Kleinen. Es geht weniger darum, Leben, Gesundheit, hart erarbeitetes Geld an die Kinder zu geben, als ihnen eine Viertelstunde unserer Zeit gutwillig und gutmütig zu opfern, an ihrem Leben gütig teilzunehmen, sie an unserem Leben teilhaben zu lassen. Es geht weniger um die Veranstaltung von Festen und Ausflügen, als um die Stetigkeit, mit der man, von allem Anfang an, für sein Kind da ist.

Ich rufe die Erinnerung eines jeden an vergangene Kindertage auf und an die Rolle, die ein guter Vater, eine gute Mutter darin spielten. Die innere Verbundenheit mit den Eltern gab uns des Lebens Richtung und später, auch wenn sie lange schon dahingegangen waren, in besonderen Notlagen den Halt. Kaum sind es besondere erzieherische Maßnahmen gewesen, die so nachwirkten, sondern es war das Leben, das sie gelebt haben, und das wir weitertragen. Es war die reine Luft, die in ihrem, in unserem Hause herrschte und die wir spürten und atmeten tagaus, tagein. Diese reine Luft hatte eine desinfizierende Kraft: was Uebles von außen kam, fand keine Heimstätte oder wurde gleich wieder verzehrt, wie schädliche Eindringlinge vom gesunden Blut beiseite geschafft werden. Schwierige Sache, wiewiel das Wenige, das zur guten Erziehung gehört, vom Erzieher verlangt. Nicht irgendwelche besonderen Anstrengungen und Maßnahmen, sondern nur das Bemühen, als guter Mensch für die Seinen da zu sein. Nur ein Bemühen soll es sein, da wir ja doch zur Vollkommenheit nicht taugen, aber allerdings: ein ehrliches Bemühen. Und, nicht wahr — keine Frühlingsputzete.

(Fortsetzung von Seite 130)

durfte Frederik sein Arbeitszimmer betreten. Er hatte alles so vorgefunden, wie es die Haushälterin ihm geschildert hatte.

Rechtsanwalt Dr. Roelof Gildewart, den Frederik und Tilde alsbald aufsuchten, sagte, kalt lächelnd:

«Der intellektuelle Urheber des Einbruchs ist Frau Requina van Monaert. Mit ihrem Einverständnis hat der Anwalt der Gegenpartei sogenannte «Privatdetektive» gedungen, um aus Spitzbubenhänden Material gegen Sie in die Hand zu bekommen.»

Er sagte dies wegwerfend und mit der Sicherheit, als läge der Tatbestand der Untersuchung schon fest. Als Frederik aus Billigkeit einen Einwand versuchte, schnitt ihm Dr. Gildewart das Wort ab:

«Schluß damit, Herr van Monaert! Meine Geduld ist zu Ende! Hoffentlich auch die Ihre! Ein Gegner, der solche Mittel anwendet, ist ein Rabulist, kein Rechtsanwalt! Eine Frau die solche Mittel gestattete oder anregt, verdient keine Rücksichten.»

Frederik fühlte die großen Augen Tildes auf sich gerichtet. Er wagte es nicht, sie anzusehen.

«Der Termin Ihres Scheidungsprozesses, Herr van Monaert, ist vom Gericht auf den 25. September dieses Jahres angesetzt worden», sagte Dr. Gildewart. «Ich ersuche Sie dringend, mir jetzt freie Hand zu geben!»

«Tun Sie, was Sie für nötig erachten!»

Am 7. September hatte nach einem Gewitter schlechtes Wetter eingesetzt.

Frederik und Tilde, die beide das aufgewühlte Meer liebten, ließen es sich nicht nehmen, jeden Tag, wohlverwahrt in Regenschirmen und Ledermützen, zweimal hinauszuziehen, um sich vom salzigen Atem des Meeres durchblasen zu lassen.

Jedemal kehrte Frederik heiterer und stärker, Tilde übermütiger von den Ausgängen zurück.

In der Nacht vom 11. auf den 12. September setzte eine Windstärke ein, wie sie um diese Jahreszeit an der holländischen Küste nur selten erlebt wird.

Große Teile der hohen Schutzdüne, die von der Gewalt der anprallenden Wogen eingerissen worden waren, mußten in heftigster Eile durch die amtliche Deichwacht mit Hunderten von Sandsäcken verstärkt oder wieder aufgebaut werden.

Die Zeitungen berichteten, daß elf Fischerboote mit 33 Mann Besatzung untergegangen seien.

Eine springflutähnliche Brandung habe alles Niet- und Nagellose vom Ufer getragen — Strandkörbe, Badekabinen, Vergnügungs- und Segeljachten — dazu viele in dem Hafen liegende Fischerboote und Pinken gegeneinander geworfen und beschädigt. Die Mole des Fischerhafens in Zandvoort sei in einer Breite von 40 Fuß ins Meer gesunken. In Ymuiden sei der gewaltige, aus kubik-

metergroßen Zementblöcken hoch aufgemauerte, sieben Meter breite Pier an zwei Stellen zusammengebrochen.

Die Tabakdampfer, die nun zur Abfahrt bereitlagen, seien wegen des Unwetters zurückgehalten worden.

Nun aber war keine Zeit zu verlieren!

Als der Sturm ein wenig abblaute, befahl die Reederei die Ausfahrt der Schiffe, denen man gutes Wetter und gute Fahrt wünschen mußte, wenn sie noch zur rechten Zeit ankommen sollten.

Eine große, interessierte Menschenmenge wartete auf das Auslaufen des ersten Schiffes.

Mit dem Dampfer «Spaarndam» an der Spitze, der auf Wunsch Hazenbroigs über die Toppen geflaggt hatte, setzte sich, in gehörigen Abständen, der Zug der Tabakschiffe in Bewegung, hinaus zu Meere.

Die teure Fracht war gut durch den Nordseekanal und die Schleusen gelost worden.

Im Außenhafen machten die Schiffe eigenen Dampf auf.

Die «Spaarndam» hatte schon den Ausgang zwischen den Pieren erreicht, als sie plötzlich warnend das Nebelhorn spielen ließ und zwei ballonartige Kugeln am Signalmast hißte, die für jeden Seemann die Bedeutung haben: Halt! Ich bin nicht bewegungsfähig!

Dort, wo sich die beiden Pierer am meisten näherten, also in der engen Durchfahrt, war die «Spaarndam» im Sande, den die Sturmflut vor dem Eingang aufgebaut hatte, festgefahren.

Das Manövrieren, loszukommen, half nichts. Ja, das Schiff geriet noch tiefer in die Sandbank hinein, drehte sich seitlich vom Winde ab, stand Richtung Ost—Nord—Ost und versperrte derart den Eingang, daß weder ein anderes Schiff auszulassen, noch ein ankommendes passieren konnte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, durch Stromversetzung oder Winddruck die «Spaarndam» zu rammen oder selbst auf den Pier geworfen zu werden.

Kleinere und größere Schlepper, die man aus dem Hafen Amsterdams requirierte und nach wenigen Stunden zur Verfügung hatte, versuchten, die «Spaarndam» achteraus wieder in Fahrt zu bringen.

Allein vergebens.

Man hatte Baggermaschinen sofort nach Ymuiden beordert, allein sie konnten ihre Aufgabe nicht erfüllen, weil an der wichtigsten Stelle die «Spaarndam» auf dem Grund festsaß.

Hatte die durch das Unwetter verspätete Ausfahrt der Tabakschiffe schon Unruhe an der Börse verursacht — jetzt gerieten alle Interessenten in Aufregung.

Die Zeitungen berichteten anfangs sachlich über das Mißgeschick, in Ueberschriften wie: «Der Hafen von Ymuiden durch eine Sandbank gesperrt.» Oder: «Die «Spaarndam» am Hafeneingang aufgelaufen.» Oder: «Die Ausfahrt der Hazenbroigschen Tabakschiffe unmöglich.»

Am zweiten Tag lautete der Bericht kritischer. Man schrieb unter der Schlagzeile: «Millionen in Gefahr!»

Am dritten Morgen wählte ein Hetzblatt das Stichwort: «Wer auf Starrhenius vertraut, hat auf Sand gebaut!»

Die Nachricht vom Auflaufen der «Spaarndam» tauchte, durch Kabel gemeldet, auch in der New-Yorker Presse auf, wo sie sensationell aufgemacht wurde, größte Spannung und Unruhe erzeugte, von den Gegnern Hazenbroigs mit Freude begrüßt, von seinen Schicksalsgenossen mit Beklemmung gelesen wurde.

Die Initianten der Mac-Kinley-Bill triumphierten offen und nahmen die Gelegenheit wahr, der Regierung in Washington deutlich zu empfehlen: den Termin für die Inkraftsetzung der Bill, wie sie ihn schon vor Monaten in Aussicht genommen habe, auf den ersten Oktober mittags zwölf Uhr endgültig festzusetzen.

Als am zweiten Tage immer noch das Schiff festlag, entschloß sich Hazenbroig zum Äußersten. Er hatte vorher keine Ausgaben gescheut, jetzt war er zu jedem Opfer bereit! Auf den Rat von Starrhenius, der ihm diese Chance vermittelt hatte, entschloß er sich, neue große Ozeandampfer, die in Rotterdam lagen und ihre Bereitschaft zur Hilfe erklärt hatten, nach Ymuiden kommen zu lassen.

Am Spätnachmittag des zweiten Tages kamen sie an, und in der Nacht und im Laufe des dritten Tages brachten sie es, mit gemeinsamer übermenschlicher Anstrengung, nach mühseligster Arbeit zustande, bei hohem Seegang die «Spaarndam» abzuschleppen.

Als Frederik die Zeitungen gelesen hatte, nahmen ihn die Ereignisse derart gefangen, daß ihn, während draußen der Sturm tobte, nichts mehr in seinen vier Wänden zu halten vermochte. Er bat Tilde, ihn nach Ymuiden zu führen. Wenn er nicht mehr weiterkäme, sagte er, könnten sie abends von Ymuiden über Amsterdam die Bahn zur Heimfahrt benutzen.

Auf dieses Versprechen hin sagte sie ihm so lieber zu, als sie selbst darauf brannte, die Macht des Sturmes im Freien zu erleben.

Die Fenster klirrten, Türen ratterten und flogen knallend zu, das Haus erzitterte. Losgerissene Bretter und Dachziegel flogen durch die Luft. Der Sturm schrie sich heiser in den Telegraphendrähten. (Fortsetzung folgt)